Armer Kerl.

Von Alphonse Allais.

1.

Armer Kerl!
Eines Tages hatte er sich entschlossen, ihr seine Liebe zu erklären. All die hochförmige, glühende, flammende Liebe, die in seinem Herzen loderte.
Die junge Dame hörte ihn mit artigem Lächeln an, und als er seine Erklärung endlich fertig gestammelt hatte, da sah sie ihn, sich den Gedanken an sie doch gefälligst lieber aus dem Sinne zu schlagen.
Armer Kerl!
Er stand da wie gelähmt; er wurde tobenbleich, seine Lippen versuchten weiter zu flammeln, aber es ging nicht. Dafür rannen zwei dicke Thränen über seine Wangen.
Das junge Mädchen wurde durch den Anblick dieser Thränen gerührt.
Sie reichte ihm ihre Hand, sprach ihm einige freundliche Worte des Trostes zu und schloß: „Sie sollen stets eine Schwester an mir haben, eine aufrichtige Schwester! Wollen Sie?“
Armer Kerl!
Er sah sie unsäglich traurig an, flammelte wieder ein paar Worte und ging.
Ging, um sich auszuweinen und auszulacheln. Und da das zu lange dauern zu wollen schien, so schickte sein Papa ihn auf Reisen.
Armer Kerl!

2.

Drei Monate waren vergangen. Es war Hochsommer.
Der junge Mann kam an Bord der „Normandie“ von Amerika zurück, ohne vergessen zu haben.
Durch einen Brief, den er zu Hause antraf, erfuhr er, daß Alice — Alice heißt die unheimliche Schöne — auf Schiffs sei.
Auf Schiffs?
Natürlich fuhr er sofort dorthin.
Armer Kerl!
Er kam auf Schiffs an.
Bei jedem Mädchen, jedem Weibe, das er sah, kopfte sein Herz höher, denn in jedem Weibe sah er, oder glaubte er — Alice zu sehen.
Auf dem Strande kommt ihm eine junge Dame entgegen. Diesmal ist es Alice.
Armer Kerl!
Sie streckt ihm beide Hände entgegen und heißt ihn willkommen.
Ach, und wie schön sie geworden ist. Noch viel tausendmal schöner als sie gewesen; so frisch, so züchtig, so düftig, in ihrem Kleide von weißem Violett.
Sie aber hält seine Hände fest und sieht ihm gärtlich in die Augen.
Armer Kerl!
„Erinnern Sie sich noch,“ sagte sie zu ihm, „jener Tage, da ich Ihnen sagte, ich wollte Ihnen eine Schwester sein?“
Ach Gott! und ob er sich erinnert! Ein tiefer schmerzlicher Seufzer sagt es ihm mehr, als alle Worte es ihm sagen könnten.
Armer Kerl!
„Nun denn,“ fährt das junge Mädchen fort, jetzt will ich Ihnen nicht mehr Schwester sein. Ich will Ihnen mehr sein, das Theuerste, was es auf Erden giebt!“
Und sie preßt seine Hände so innig und sieht ihn so an, so zärtlich, so ...
Armer Kerl!
„Wäre es möglich?“ ruft er.
Da senkt sie wie verzaubert ihr Köpfchen.
„Ja,“ sagte sie, ich will Ihnen mehr sein, viel mehr: eine Mutter!“
„Eine Mutter?!?!?!...!“
„Natürlich, eine Mutter! Weikens hat Ihr Papa um mich geborgt.“
„Und ... Sie?“
„Ja, ... habe „Ja“ gesagt.“
Armer Kerl!
An dem Tage hatte er keinen großen Appetit. Und das Menu war so gut.
Armer, armer, armer Kerl!!!

Die erste Wahl in Snake Gulch.

Stizze aus dem fernem Westen, von B. v. Sajerbrand.

Heute ist Snake Gulch ein flottes, lebhaftes und ziemlich volkreiches Minenstädtchen in Arizona geworden, aber damals lag es noch sozusagen in den Windeln. Zu den „ältesten“ Anwohnern und hervorragendsten Bürgern gehörte Col. Yellowbud und Major Rust. Der Colonel war aus Kentucky und hielt viel auf seine Eigenschaft als Gentleman, weshalb er auch von den übrigen Anwohnern, nach dem Motto: Nur der Lump ist beschämte, mit einer gewissen Rücksicht behandelt wurde, die nicht allein seiner außerordentlichen Trefflichkeit mit dem Revolver und seinen umfassenden Kenntnissen auf dem Gebiete des Sports zuschreiben war. Man erzählte sich sogar von ihm, er sei ein durchgebrannter Buchmacher, der seiner Zeit als Autorität auf allen Rennplätzen des Blau-Gras-Staates gegolten habe. Auch war Col. Yellowbud ein sehr stattlicher, großer Mann, dem die Portweinfarbe im Gesicht sehr gut zu seinem ergrauten, üppigen Haarwuchs stand. Ihm zunächst an Ansehen stand der Major, ein Wirtsführer; obwohl er beinahe einen Kopf kleiner war als der Colonel hatte er doch einen Bulldognaden und die Stärke eines Stiers. Die beiden waren große Feinde, und jeden Morgen konnte man sie zusammen in Pete Dozle's Posthote den „Ehe Opener“, während des Tages eine Anzahl Hühner Medizin hintergeschunden sehen. Gemächlich bestand diese Medizin in einfachem Whiskey, ohne Wasser. Ihnen zuzuhören war ein Vergnügen, denn sie besaßen beide die Gabe des Sidlänzers, über Alles hübsch und lebhaft zu reden.
Eines Morgens im August standen die Zwei wieder vor der blauen Mahagonibar und schludten ihr Lieblingsgetränk mit Grazie hinunter.
„Mehlscher“, sprach da plötzlich der Colonel, „dies ist eine sehr nette Anstellung — das reine Paradies. Nur Eins fehlt.“
„Nichtig, Cönel, Eins fehlt — die Majestäät des Gefehes.“
„Corret, Mehlscher — wie wär's, wenn wir die Sache in die Hand nähmen? Eine Socialwahl, um Ordnung in der Anstellung zu schaffen, die dem Kemer richtig vertheilt — was?“
„Stimme vollkommen überein mit Ihnen, Cönel — die Kemer richtig vertheilt — dann würde Snake Gulch einen großen Aufschwung nehmen. Wir schänden das unseren Mitbürgern, Cönel, wir Zwei, zu denen sie aufschauen.“
„Ganz recht, Mehlscher — laßt uns an die Sache gehen. Vorläufig genügt ein Friedensrichter, ein Rath der Supervisoren und ein, hm, hm —“
„Ein Sheriff, Cönel, ein Sheriff — laßt uns den nicht vergessen, Cönel — wichtiges Amt, wozu ein Mann von Charakter gehört —“ und der Major sah dem Anderen scharf und spähend in's Auge, so daß der Colonel etwas röthlich ward.
„Ja, ganz recht, ein Sheriff — das hätte ich beinahe vergessen.“
Und sie schüttelten sich die Hände und traten vor das Haus auf die Straße, wo der eine rechts, der andere links abzog.
Eine Woche verging so, eine ereignisreiche Woche. Denn es wurden drei Personen gewählt in jener Woche: Erst Jim McFarland wegen Pferdebesitzes, das dessen Bruder Perkins, weil der zwei der Regulatoren auf offener Straße niedergeschlagen hatte, und schließlich Alred White, der im Red Star Saloon beim Falchspiel ertrappet worden war.
Es ging damals überhaupt noch etwas wild zu in Snake Gulch. Fast jede Woche, ohne daß die Regulatoren es nicht für nötig befunden hätten, an dem großen Cottonwood-Baum, der inmitten der Plaza stand, eine Schleife anzubringen und Jemand dann kurze Zeit darauf daran hängen ließ. Wenn es so weiter ging, so war zu befürchten, daß binnen wenigen Monaten die Bevölkerung bedeutend abgenommen haben würde, was doch im Hinblick auf die steigenden Preise der Baustellen und auf das Geschäft nicht wünschenswert war.
Der obigen Unterredung zwischen dem Colonel und dem Major folgte denn auch bald eine zweite.
„Ich habe einen Mann im Auge, Cönel“, nahm der Major das Wort, „der mir sehr passend erscheint, um der wachsenden Gefährlichkeit Einhalt zu gebieten“, und wieder blickte er den Andern augenblinzeln an. Der Colonel erröthete.
„Haben Sie, Mehlscher, haben Sie? Das freut mich“, murmelte er.
„Ja, einen tüchtigen Mann, einen von Principien, der auch das Herz auf dem richtigen Fleck hat.“
„Was wollen Sie nehmen, Mehlscher?“ fragte der Colonel, indem seine Augen glänzten.
„Die übliche Dosis, Cönel, die übliche Dosis, und, wie gesagt, es wird Zeit, daß wir uns an die Arbeit wenden, Ordnung ins das erste Gefeh des Himmels.“
„Gut, thun wir das, Mehlscher“, brummte der Colonel.
Und sie begaben sich wirklich an die Arbeit. Beide agitierten wie die Wiber, um die erste Socialwahl in Snake Gulch zu Wege zu bringen. Und ihre Idee fand Beifall. Das Lynchende wurde auch seine Schattenseite — darüber war sich nun Jeder klar, nachdem im Laufe der letzten sechs Monate fast

Jeder schon diesen oder jenen Freund auf so unerwartete Art verloren hatte. Das Datum der Wahl wurde bestimmt und Candidaten für die verschiedenen Aemter schafften auf wie die Pilze, obwohl es doch eigentlich nur zwei Posten gab, die der Wähler werth waren — die des Friedensrichters und des Sheriffs. Aber für Friedensrichter, darüber waren sie alle einig, paßte doch nur Einer — „Name“ Adrege, der zugleich Postmeister und Agent für die Express-Compagnie war, denn der war der einzige, der eine blasse Idee vom Gesezbuch hatte, und der konnte auch so leblich orthographisch schreiben.
Hingegen für Sheriff, so stellte es sich bald heraus, waren Zwei im Felde. Und dies waren, wie Snake Gulch mit Erfreuen constatirte, der Colonel und der Major. Doch das Erfreuen der Stadt war nicht so groß darüber wie ihr eigenes Erfreuen. Es lag offenbar ein böses, ein schlimmes Mißverständnis vor. Denn bis vor einer Woche hatte der Colonel geglaubt, sein Freund, der Major, „arbeitete“ für ihn, und der Major wieder hatte angenommen, daß der Colonel sich für ihn aufopfern zu fröhlich sei, um-fomehr als sich die Zwei nicht mehr in ihrem gewöhnlichen Rendezvous, bei Pete Dozle's, getroffen hatten.
Als der Colonel von dem Verrath seines Freundes hörte, da nahm sein rothes Gesicht eine blaüliche Schattirung an und er murmelte etwas in den Bart von der „Schlange im Gras“. Der Major dagegen, als er die Nachricht vernahm, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, sagte nur: „Also behält nach er meine Idee so güntig auf — hm, hm!“ Das war Alles. Und so waren die beiden denn thätig von früh bis spät, um ihre Chancen für den Wahlsieg, jeder für sich, zu verstärken, und kein Haus, kein Saloon, nicht einmal die zwei chinesischen Waschtoiletten, die seit kurzem in Snake Gulch ihre segensreiche Thätigkeit entfaltet, blieben ihnen verschont. Und wenn sie sich auf der Straße begegneten, der Colonel und der Major, so strichen sie an einander vorbei wie zwei knurrige Köter.

So kam der Wahltag heran. Es ging sehr lebhaft zu. Sowohl der Colonel wie auch der Major strengten ihren Credit auf's Aeußerste an, um ihre Freunde und Parteigänger nicht trocken werden zu lassen. Im Wahlzimmer hielt sich, als der Tag auf die Reize ging, eine kleine Anzahl von prominenten Bürgern auf, um zu sehen, daß Alles mit rechten Dingen zugehe. Als der Colonel Mexikaner Joe, einen des Englischen sehr unkundigen Maulthierreiter, herbeischleppte, da erhob sich ein Murren der Unzufriedenheit unter den Freunden des Majors, denn der Mexikaner war, soviel man wußte, nicht einmal Bürger der Vereinigten Staaten. Aber als dann der Major mit den beiden Chinesen anlangte, und diese lächelnd und unschuldig ihre Zettel in die Urne werfen wollten, da gab es einen Aufbruch unter den Anhängern des Colonel, und Letzterer selbst suchte zu verhindern, daß die beiden Mongolen stimmten. Inzwischen bemerkte der Major ganz richtig und geschäftsmäßig: Everything goes, Colonel — Mexican and Chinese.“ Und Inzwischen mußte der Colonel zusehen, wie wieder zwei Stimmen mehr für seinen Gegencandidaten fielen.
Dies waren indeß die letzten Stimmzettel, die an jenem Tage abgegeben wurden. Sonst hatte schon jeder Mensch in Snake Gulch seiner Bürgerpflicht genügt.
Und dann ging, im Weissen und unter spannenbster Aufmerksamkeit der Candidaten und ihrer Freunde, das Zählen der Zettel los. Es dauerte lange, und der Schweiß lief den Wahlrichtern stromweife vom Antlitz bei der ungewohnten Arbeit. Um sie herum im dichten Kreise standen die Männer, jeder mit einem düster entschlossenen Ausdruck im Gesicht und einen großen Revolver im Gürt. Hinten, sich gegenüber, saßen die zwei Hauptcandidaten, der Colonel und der Major. Der Colonel hatte einen Demiohon Old Bourbon vor sich stehen, und ab und zu goß er sich ein Glas voll und leerte es. Der Major that dasselbe.
Blötzlich erhob sich die Stimme des Wahlrichters:
„Colonel Yellowbud 87 Stimmen, Major Rust 88.“
Ein wildes, jubelndes Geheul erhob sich unter den Anhängern des Majors, der wie eine Feder von seinem Sitze aufschienelte und sich anschaute, eine Rede zu halten.
Aber ehe er noch dazu kommen konnte erhob sich der Colonel von seinem Stuhle. Sein Gesicht glühte und mit rauher, gongiger Stimme rief er:
„Ich protestire — die Wahl ist ungültig.“
„Wieso ungültig?“ schrie der Major.
„Ungültig, weil Major Rust, der verb — Schurke, zwei Chinesen hat mitstimmen lassen.“
„Und Sie, Colonel, einen Mexikaner, der nicht Bürger ist.“
„Sie lügen, Sie Schurke“, brüllte der Colonel, und langte zur selben Zeit mit schnellem Griff nach seinem Revolver.
Aber der Major auch, und gleich zeitig erlönten zwei Schüsse — scharf und hell.
Als der Rauch sich verzogen hatte, saßen sich die beiden Gegner und ehemaligen Freunde friedlich gegenüber an Tisch. Sie waren auf ihre Stühle gefallen. Beide waren todt — beide hatten eine Kugel in's Herz erhalten.

So endete die erste Wahl in Snake Gulch. Eine Woche später fand die Supplementwahl statt. Pete Dozle wurde zum Sheriff erwählt. Man mußte ihm doch Gelegenheit geben, seine großen Verluste am Wahltage, die er durch den Colonel und den Major sowie deren beiderseitige Freunde erlitten, wieder einigermaßen auszugleichen.

Der Sanftmuthspreis.

Von Eugen Bourcier.

Ich war fünfunddreißig Jahre alt und Junggeselle, was meine Eltern zur Verzweiflung brachte, und fortwährend mußte ich Bormüthe hören.
„Du wirst doch nicht Dein ganzes Leben lang Junggeselle bleiben? Du willst also ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden? Ein alter Junggeselle ist ein todtter Zweig am Lebensbaum, den man abschneiden muß! — Was soll denn aus Dir werden, wenn wir nicht mehr sein werden? — Wer soll Dich pflegen, wenn Du krank bist? — Wer soll für Dich todtchen? — Es fehlt doch nicht an jungen Mädchen.“ — Wir hatten prächtige Partien.
Nun mußte ich zum hundertsten Male die Aufzählung all dieser prächtigen Partien aus dem Gedächtnisse meiner Eltern über mich ergießen lassen.
Nun, ich hatte eine Tochter, eine hübsche, geistreiche, hübsche, geistreiche, hübsche, geistreiche Tochter eines Viehhändlers, Waife, schönes Vermögen, einzige Erbin einer kranken Tante, die seit Jahren mit einem Fuß im Grabe stand; Henriette, Tochter eines Nolars, der Unglück gehabt hat, Opfer eines Justizirrhums (er ist freigesprochen worden) das ein großes Vermögen erworben, das einen dichten Schleier über seine Vergangenheit wirft. Zuerst de la Brauderie, eine sehr wohlgezogene junge Person, nicht sehr reich, aber schöne Beziehungen; Malonia Frainbois, Tochter eines Kaufmanns, Künstlerin bis an die Haarspitzen, musikalisch bis zu den Fingerspitzen, spielt die schwierigsten Stücke, sogar auf der Zither. Ich habe Mißtrauen gegen musikalische Damen, selbst wenn sie nur Zither spielen. Lucie Mascallie, Tochter eines hohen Eisenbahnbeamten, sehr häuslich und sich vorzüglich.

Ein Holschnitt stellte die unglücklichste Jode Grez dar, wie sie der Henter eben ergriff; ein anderer zeigte Marie Stuart, den Kopf auf dem Bloß; ein anderer Marie Antoinette, auf das Schaffot steigend.
Madame Verduret zählte mir sämtliche Preise auf, die ihre Tochter erhalten. Ich mußte einen Blick in jedes Buch werfen und der glücklichen Mutter Complimente machen. Mit meiner Braut hatte ich mich noch nicht viel unterhalten können; daher benutzte ich einen Abend, als wir allein waren, um sie nach ihren Gefühlen, mir gegenüber, zu befragen.
„Mein Fräulein“, sagte ich zu ihr, „ich sehe im Begriff, Ihr Gatte zu werden, und möchte gern wissen, ob meine Persönlichkeit Ihnen angenehm ist!“
„Mein Herr“, versetzte sie, „meine Eltern haben Sie als Schwiegersohn angenommen und ein wohlgerogenes junges Mädchen muß seinen Eltern gehorchen.“
„So meine ich es nicht!“ rief ich; die Einwilligung Ihrer Eltern genügt mir nicht; ich will vor allen Dingen die Ihrige haben!“
„Sie schlug die Augen zu Boden.“
„Ich habe nicht gesagt, mein Herr, daß ich nicht einwillige!“
„Wie! Sie willigen ein?“
„Aber mir vor Erbreuen ergriff ich Ihre Hand, die ich erschütternd an meine Lippen führte, und drückte einen heißen Kuß auf zwei Finger, die sie nicht allzu häufig zurüchzog.“
„Meine Cousine hatte Recht, meine Zustimmung war ein Engel, ich war gar nicht würdig, einen solchen Schatz zu besitzen. Trotzdem hielt ich mich bei dieser Betrachtung nicht auf und die Hochzeit wurde festgesetzt.“
„Sie wurde mit Pomp gefeiert und acht Tage lang folgte ein Diner und ein Ball dem andern. Zahlreiche Gäste wurden eingeladen. Meine Frau war zu allen liebenswürdig und zeigte sich als vollkommene Weltdame. Ich war stolz auf sie. Als der letzte Gast, ein alter Better, der garnicht gehen wollte, verschunden war, sagte ich zu meiner Frau:
„Enblich allein! Jetzt sind wir, Gott sei Dank, die langweilige Gesellschaft los.“
„Sie sind nicht höflich gegen unsere Freunde und Verwandten“, entgegnete sie.
„Weil ich so glücklich bin“, versetzte ich lächlich.
„Dabei jog ich meine Cigarettentasche heraus und wollte mit einer anzubeden.“
„Ich hoffe, Sie werden hier nicht rauchen!“ meinte meine Frau.
Eine Cigarette, eine ganz kleine Cigarette.“
„Nicht um die Welt!“ rief sie im lebhaftesten Tone.
„Aber mein liebes, kleines Fräulein!“
„Die Cigarette ist Ihnen so unangenehm?“
„Sie ist mir nicht unangenehm; aber ich will nicht, daß Sie rauchen.“
„Ihr Vater raucht den ganzen Tag!“
„Mein Mann wird nicht rauchen.“
„Ich bin nicht wie Mama, ein Lamm, das sich abschlagen läßt.“
„Aber das ist ja garnicht meine Frau“, dachte ich, „man hat sie mir ausgeliefert.“
„In einer Ehe“, fuhr ich fort, „muß man sich gegenseitig zu Gefallen leben; und das Cigarettenrauchen ist für mich eine alte Gewohnheit.“
„Sie werden sie eben aufgeben, das ist alles!“
„Das ist nicht ernsthaft, Sie scherzen sicherlich!“
„Ich verbiete Ihnen zu rauchen, nun versuchen Sie es doch!“
„Und ich“, versetzte ich, „verbiete Ihnen, in diesem Tone mit mir zu sprechen!“
„Ich hatte noch nicht ausgedrückt, als ich einen biden Band an den Kopf bekam.“
„Ich bückte mich, um das Buch aufzusuchen und wich entsetzt zurück.“
„Es war der Sanftmuthspreis!“
Und trotzdem — trotzdem leben wir noch immer — zehn Jahre sind seit unserer Hochzeit vergangen — sehr glücklich. Wie süß ist die Versuchung nach solchen Szenen! Ich glaube nicht mehr daran, daß eine Frau den Sanftmuthspreis besitzen muß, um ihren Mann glücklich zu machen ...

Der sprechende Hund.

Von Professor Klugschmuck.

Das ist Sprechende Canarienvogel gibt, haben wir erst kürzlich auf dem letzten Hamburger Dom gesehen, wo bekanntlich ein derartig kleines, gelbes Vieh ausgestellt war, welches auf die Frage: „Was magst Du leiwär mögen, ein Cigarre oder 'n Bier?“ mit gar nicht mißzuverstehender Geberde erwiderte: „Bier!“
Und warum nicht? — Existiren doch singende und tanzende Mäuse, pfeifende Stare und sogar auch pfeifende Genseln, also weshalb sollte nicht ebenfalls mal ein sprechender Hund vorkommen können?
Der Herr Bürgermeister von Dämlichhausen glaube bisher freilich nicht daran. Er war nämlich, trotzdem er im Uebrigen als unumfährlicher Geberde in seinem kleinen Landstädtchen herrschte, geistig doch etwas beschränkt, genau so, wie es für seine Gemeinde paßte.
Deshalb mochte ihn auch Jener gern und man verzeiht ihm förmlich wegen seiner vernünftigen Ansichten.
Nun aber hatte unter braves Stadtoberhaupt das Glück, mit geradezu hervorragenden intelligenten Lebewesen umgeben zu sein, ein Umstand, der im Laufe der Zeit zu einem höchst unangenehmen Konflikt für ihn führen sollte, wie wir bald sehen werden.

Da war in erster Linie Karo, sein kleiner Fiedel, ein Hund von so überaus großer Begabung, daß er seinen Herrn in allen Dingen, bei welchen es nicht nur auf Instinkt, sondern auch auf Ueberlegung ankam, bei weitem übertraf. Karo konnte z. B., um nur eines anzuführen, mit Leichtigkeit in einen Dackelbau hineinrutschen, und das brachte der biederliche Bürgermeister trotz seiner vornehmen Stellung mit dem besten Willen nicht fertig.
Ferner war der Johann, der Hausknecht, ein weiserer Mann, der seine vier Jahre ehlich bei den Gardebrigaden in Berlin abgedient hatte, und daher in Dressur und Schlich den klugen Karo wömmlich, jedenfalls aber seinen nichtgebildeten und nicht gereiften Chef leicht aus dem Felde schlug.
Und last not least, zählte zu der Umgebung des hohen Herrn auch noch Trina, die Haushälterin (der Herr Bürgermeister war nämlich unbewußt), eine große, starke Brünnetten circa dreißig Jahren, deren weibliche Schläue von Niemandem angezweifelt wurde, ebenso wenig wie ihre Energie, vermöge deren sie ihren Brotherrn und somit im weiteren auch das ganze Gemeinwesen des Städtchens beherrschte.
Was man sich sonst noch von dem zwischen den beiden obwaltenden Verhältnisse erzählte, das gehört nicht hierher, weil es erstens nicht erwiesen ist und weil man zumeist der hohen Obrigkeit kein Mißtrauen entgegenbringen soll.
Soviel steht aber fest, zwischen Trina und Johann existirte nicht das beste Verhältnis. Sie zankten sich unaufhörlich. Dennoch wagte der Herr Bürgermeister den Johann nicht hinauszuwerfen, denn derselbe war ihm eben — zu klug! Er wußte so allerlei.
Nun finden wir aber in unserer heutigen verbotenen Zeit den sogenannten „Gang zum Wohlleben“, so gar auch schon bei Hausknechten, und besonders unser Johann mochte sich diesen „Gang“ während seiner vierjährigen Berliner Dienstzeit wohl in hohem Maße angeeignet haben, denn er lebte unendlich gern mal einen „guten Tag“ oder auch mehrere. Wenn man sich so was nun aber als Hausknecht mal leisten will, so muß man dies selbstverständlich besonders schlaun anfangen. — Deshalb trat Johann eines Morgens, als sein Herr sich in seinem Amtsbureau gerade mit der Dressur des kleinen Fiedels beschäftigte, ohne weiteres zu ihm und begann ein freundschaftliches Gespräch: „En banigen klauen Hund, un' lüt Karo!“
„Allerdings“, das ist er auch, mein lieber Johann“, meinte der Bürgermeister in liebenswürdigem Tone, „wirklich ein überaus kluges Thier!“
„Ja, dat mein id of, un wenn he en beten snaden kann, denn weer he noch veel mehr werth!“
„Gewiß, gewiß, lieber Johann, aber daran ist doch bei einem solch unvernünftigen Vieh gar nicht zu denken, daß es jemals sprechen könnte!“
„Oho, Herr Bürgermeister, dat seggen Se man jo nich. As id bunntomalen in Berlin bi de Dragomers stunn, da lennte dor en Professor, de kann de Sunn'n dat Snaden biringen!“
„Aber, Johann, das ist doch wohl unmöglich!“
„Ne, dat is ganz wiß un wahrhaftig so, un mi schient, wenn überbaup en Köter dat Snaden lehren kann, denn is un' Karo doch woll de Neesie darto, denn so'n klauen Hund giff dat doch up de Welt nich weder!“
Das leuchtete dem Herrn Bürgermeister endlich ein und geschmeichelt erwiderte er: „Darin hast Du allerdings durchaus Recht, lieber Johann! Einen klügeren Hund gib's wohl kaum. Aber wie sollte man es nur anfangen, jenem Professor den Hund hinzuschicken, da Du vermuthlich die Adresse nicht weis?“
„Oh, dat's ganz einfach. Id reis süßwilt mit unjer Karo nach Berlin! Den Professor finn ich ganz fader, id weet dor jo gaud Bejehd!“
„Wie, Johann? Du wolltest Dich wirklich dieser weiten Reise unterziehen?“
„Jawull, dat bhau' giem! Wenn id den Herrn Bürgermeister en Gefallen bhau kann, mat id mi ut so'nne Strapaz ni!“
Nun, um die Sache kurz zu erzählen, Johann bekam also von seinem

wohhabenden Herrn reichlich Reisegeld eingehängt, nahm den klugen Karo an die Leine und fort ging's, freilich nicht nach Hamburg, denn dies Geld konnte man ja sparen, sondern einfach bis nach Berlin, was viel weniger weit entfernt lag, nicht so viel Reisegeld kostete, und wo man sich ja auch recht hübsch einige Tage vergnügen und den „Gang zum Wohlleben“ befreidigen kann.
Hier verjubilte der kluge Johann in wenigen Tagen also das gesammte Reisegeld, verkaufte den klugen Karo auch noch obendrein und verjubilte diese Summe ebenfalls, worauf er ohne alle Baarmittel und auch ohne den Hund, sonst aber äußerst vergnügt, wieder in der Heimath eintraf.
„Nun, Johann, wie ist denn die Sache bei dem Professor abgelaufen?“
„Hast Du denselben gefunden?“
„Empfing ihn der Bürgermeister in größter Spannung.“
„Jawull! Dat's allens in beste Ordnung! De Herr Professor seggt, so'n klauen Hund hett he noch gornich in de Fingern habb un in'n Vierteljahr soll id kamen un den Hund weder gefall, denn kann he so gaud snaden, als wie beiben! Kot! äwer hummert Mart!“
„Nun, das soll mich denn aber wirklich doch mal berlangen! Wie weit es doch die Wissenschaft in unserm Jahrhundert gebracht hat! Es ist thatächlich erstaunlich! Die hundert Mart opfere ich gern für diesen Zueed.“
„Also das Vierteljahr verging und Johann wurde auf's Neue mit diesmal noch reichlichem Reisegeld und gleichzeitig mit dem „Honorar“ für den Professor ausgerüstet und nach Berlin geschickt. Selbstverständlich fuhr er wieder bloß bis Hamburg, blieb aber diesmal bedeutend länger fort und kam auch merkwürdiger Weise in überaus ärgerlicher Stimmung zurück! Von einem Hund natürlicherweise keine Spur, höchstens von demjenigen Hund, auf den er inzwischen körperlich und moralisch gekommen war.
Der Bürgermeister empfing ihn mit erstaunen und wohl auch vorwurfsvollen Blicken.
„Nun, Johann, Du hast den Hund wohl noch auf dem Bahnhof zurückgelassen?“
„Ne!“
„Um, hat er denn bei dem Professor etwa noch nicht ausgeleert?“
„Ja!“
„Was soll das heißen? Ist denn etwas Unangenehmes passiert?“
„Ja un nee!“
„Zum Donnerwetter, Johann, ich verlange jetzt Auskunft von Dir, wo bist Du mit meinem Hunde, mit meinem Lieber, prächtigen kleinen Karo geblieben?“
„Na, denn ist' gaud. Wenn de Herr Bürgermeister dat denn affluts wetten will'n, denn mutt id' jonnul mal vertellen: Id kam also richtig wedder in Berlin bi den Herrn Professor an, stieg de Treppen herup un flopp an de Dör. „Herrin!“ rüppt dat ganz lud un un binner. Id mat also de Dör up un wat meenen Se woll, dor sit un' Karo ganz alleen un' n Sopho un hid mi so recht klutknauig an. Id weer ganz fürchterlich verwunnet! Dat saen Se sid woll denken, Herr Bürgermeister.“
„Allerdings! Nun, und dann?“
„Up einmal mat de Hund dat Mul up un sangt an so snaden, grad as ob' de Herr Bürgermeister süßwilt weer. De snadt un bit un von jenes, wo schön en dat in Berlin gefallt un so wider un so wider!“
„Erfaunlich, wirklich erstaunlich!“
„Jawull, dat weer dat of un id habb of min helle freud un den klauen Köter. „Nun' Mal fängt he äwer an hier von un' Werhältnissen lau snaden.“
„Nun, das war doch sehr hübsch von ihm, daß er sich der alten Heimath erinnerte.“
„So? Na, denn passen's mal up. Up einmal frögg he: „Na, Johann, wat mat denn de Herr Bürgermeister? Puffst he noch immer mit de Hühshölterin Trina?“
„Welen Se, Herr Bürgermeister, dor kann id mi nich mehr hollen. Awer bißte Niederträchtigkeit wird' id in den Dogenblid so wüßend, dat id soforts minen Knüttel nöhm un den Hund up de Sid dorb' slag!“
„Das hast Du recht gemacht, mein lieber Johann!“
— Gewohnheitsspiel. —
Dame: „Also jetzt wollen wir Pfänder spielen.“ — Stubent: „Bitte, keine unangenehmen Erinnerungen erwecken!“
— Wunderbare. —
Herr: „Nun, haben Sie sich auch der Alpen Wunderwelt angesehen?“ — Tourist: „Ja, in der dort wirklich wunderbar — was in den kleinsten Wirthshäusern für große Preise Platz haben!“
— M e r k s. —
Herr (zum Nachbar): „Der table d'hôte, der sich immer die besten Stücke wählt!“ — „Sie scheinen sehr fromm zu sein!“ — „Wie so?“ — „Nun Sie handeln nach dem Spruch: „Prüfet alles und behaltet das Beste!““
— F a t a l e S c h l u s s i g e r u n g. —
Professor (zu seiner rebelligen Frau): „Erzähl' mir nicht immer: Deinen Kränzchen — Damen von tomschen Werthe, die mit paßirt sind — sonst glauben sie am Ende, ich habe Dich auch nur aus Zerkrenheit gehatret!“
— K r ä f t i g e A n d e r t u n g. —
Kaufmann zu einem Aemter: Die Wirkung des Karlsbader Baders ist wirklich eminent, mein Buchhalter kam um ghanzig Kilo leichter zurück! — Das ist noch garnicht, mein Kassirer hat sich einen Urlaub nach Karlsbad genommen und ist überhaupt nicht mehr wiedergekommen.

Vor- und Nachher.

Der jugendliche Liebhaber Felix Poesel am Stadtkeller in Kleingroßheim hatte die übliche Gewohnheit, der Bekretrekin der jugendlichen Liebhaber herrollen, sobald es das Stück vordrückt, nicht den üblichen Theaterkuß, sondern allemal statt zu „martiren“, einen sehr feierlich wirklichen zu geben.
Die Dame war wüthend, sie hatte ihm sogar schon coram publico eine Ohrfeige verabreicht — der Direktor schämte und nahm Poesel in immer höhere Strafen — es nützte aber alles nichts, Poesel wollte absolut nicht martiren. Im Gegentheil, er verfolgte die hübsche Collegin sogar tag und Nacht nun auch außerhalb des Dienstes mit seinen Liebesbetheuerungen. Endlich ließ sie sich erweichen und heiratete ihn — fast am selben Tage gingen sie in ein anderes Engagement.
Unlängst nun besuchte eine Collegin, welche die Kleingroßheimer Rufgeschichte mitdurchgemacht hatte, Frau Poesel. „Nun“, war eine ihrer ersten Fragen, „hüß Dich Dein Mann nach seiner alten Gewohnheit noch immer so feurig bei Eurem Zusammenhange?“
„Ach nein“, sprach diese mit einem Seufzer, „jeht — martirt er.“

Armer Kerl.

Armer Kerl!
Eines Tages hatte er sich entschlossen, ihr seine Liebe zu erklären. All die hochförmige, glühende, flammende Liebe, die in seinem Herzen loderte.
Die junge Dame hörte ihn mit artigem Lächeln an, und als er seine Erklärung endlich fertig gestammelt hatte, da sah sie ihn, sich den Gedanken an sie doch gefälligst lieber aus dem Sinne zu schlagen.
Armer Kerl!
Er stand da wie gelähmt; er wurde tobenbleich, seine Lippen versuchten weiter zu flammeln, aber es ging nicht. Dafür rannen zwei dicke Thränen über seine Wangen.
Das junge Mädchen wurde durch den Anblick dieser Thränen gerührt.
Sie reichte ihm ihre Hand, sprach ihm einige freundliche Worte des Trostes zu und schloß: „Sie sollen stets eine Schwester an mir haben, eine aufrichtige Schwester! Wollen Sie?“
Armer Kerl!
Er sah sie unsäglich traurig an, flammelte wieder ein paar Worte und ging.
Ging, um sich auszuweinen und auszulacheln. Und da das zu lange dauern zu wollen schien, so schickte sein Papa ihn auf Reisen.
Armer Kerl!

Die erste Wahl in Snake Gulch.

Heute ist Snake Gulch ein flottes, lebhaftes und ziemlich volkreiches Minenstädtchen in Arizona geworden, aber damals lag es noch sozusagen in den Windeln. Zu den „ältesten“ Anwohnern und hervorragendsten Bürgern gehörte Col. Yellowbud und Major Rust. Der Colonel war aus Kentucky und hielt viel auf seine Eigenschaft als Gentleman, weshalb er auch von den übrigen Anwohnern, nach dem Motto: Nur der Lump ist beschämte, mit einer gewissen Rücksicht behandelt wurde, die nicht allein seiner außerordentlichen Trefflichkeit mit dem Revolver und seinen umfassenden Kenntnissen auf dem Gebiete des Sports zuschreiben war. Man erzählte sich sogar von ihm, er sei ein durchgebrannter Buchmacher, der seiner Zeit als Autorität auf allen Rennplätzen des Blau-Gras-Staates gegolten habe. Auch war Col. Yellowbud ein sehr stattlicher, großer Mann, dem die Portweinfarbe im Gesicht sehr gut zu seinem ergrauten, üppigen Haarwuchs stand. Ihm zunächst an Ansehen stand der Major, ein Wirtsführer; obwohl er beinahe einen Kopf kleiner war als der Colonel hatte er doch einen Bulldognaden und die Stärke eines Stiers. Die beiden waren große Feinde, und jeden Morgen konnte man sie zusammen in Pete Dozle's Posthote den „Ehe Opener“, während des Tages eine Anzahl Hühner Medizin hintergeschunden sehen. Gemächlich bestand diese Medizin in einfachem Whiskey, ohne Wasser. Ihnen zuzuhören war ein Vergnügen, denn sie besaßen beide die Gabe des Sidlänzers, über Alles hübsch und lebhaft zu reden.
Eines Morgens im August standen die Zwei wieder vor der blauen Mahagonibar und schludten ihr Lieblingsgetränk mit Grazie hinunter.
„Mehlscher“, sprach da plötzlich der Colonel, „dies ist eine sehr nette Anstellung — das reine Paradies. Nur Eins fehlt.“
„Nichtig, Cönel, Eins fehlt — die Majestäät des Gefehes.“
„Corret, Mehlscher — wie wär's, wenn wir die Sache in die Hand nähmen? Eine Socialwahl, um Ordnung in der Anstellung zu schaffen, die dem Kemer richtig vertheilt — was?“
„Stimme vollkommen überein mit Ihnen, Cönel — die Kemer richtig vertheilt — dann würde Snake Gulch einen großen Aufschwung nehmen. Wir schänden das unseren Mitbürgern, Cönel, wir Zwei, zu denen sie aufschauen.“
„Ganz recht, Mehlscher — laßt uns an die Sache gehen. Vorläufig genügt ein Friedensrichter, ein Rath der Supervisoren und ein, hm, hm —“
„Ein Sheriff, Cönel, ein Sheriff — laßt uns den nicht vergessen, Cönel — wichtiges Amt, wozu ein Mann von Charakter gehört —“ und der Major sah dem Anderen scharf und spähend in's Auge, so daß der Colonel etwas röthlich ward.
„Ja, ganz recht, ein Sheriff — das hätte ich beinahe vergessen.“
Und sie schüttelten sich die Hände und traten vor das Haus auf die Straße, wo der eine rechts, der andere links abzog.
Eine Woche verging so, eine ereignisreiche Woche. Denn es wurden drei Personen gewählt in jener Woche: Erst Jim McFarland wegen Pferdebesitzes, das dessen Bruder Perkins, weil der zwei der Regulatoren auf offener Straße niedergeschlagen hatte, und schließlich Alred White, der im Red Star Saloon beim Falchspiel ertrappet worden war.
Es ging damals überhaupt noch etwas wild zu in Snake Gulch. Fast jede Woche, ohne daß die Regulatoren es nicht für nötig befunden hätten, an dem großen Cottonwood-Baum, der inmitten der Plaza stand, eine Schleife anzubringen und Jemand dann kurze Zeit darauf daran hängen ließ. Wenn es so weiter ging, so war zu befürchten, daß binnen wenigen Monaten die Bevölkerung bedeutend abgenommen haben würde, was doch im Hinblick auf die steigenden Preise der Baustellen und auf das Geschäft nicht wünschenswert war.
Der obigen Unterredung zwischen dem Colonel und dem Major folgte denn auch bald eine zweite.
„Ich habe einen Mann im Auge, Cönel“, nahm der Major das Wort, „der mir sehr passend erscheint, um der wachsenden Gefährlichkeit Einhalt zu gebieten“, und wieder blickte er den Andern augenblinzeln an. Der Colonel erröthete.
„Haben Sie, Mehlscher, haben Sie? Das freut mich“, murmelte er.
„Ja, einen tüchtigen Mann, einen von Principien, der auch das Herz auf dem richtigen Fleck hat.“
„Was wollen Sie nehmen, Mehlscher?“ fragte der Colonel, indem seine Augen glänzten.
„Die übliche Dosis, Cönel, die übliche Dosis, und, wie gesagt, es wird Zeit, daß wir uns an die Arbeit wenden, Ordnung ins das erste Gefeh des Himmels.“
„Gut, thun wir das, Mehlscher“, brummte der Colonel.
Und sie begaben sich wirklich an die Arbeit. Beide agitierten wie die Wiber, um die erste Socialwahl in Snake Gulch zu Wege zu bringen. Und ihre Idee fand Beifall. Das Lynchende wurde auch seine Schattenseite — darüber war sich nun Jeder klar, nachdem im Laufe der letzten sechs Monate fast

Der Sanftmuthspreis.

Ich war fünfunddreißig Jahre alt und Junggeselle, was meine Eltern zur Verzweiflung brachte, und fortwährend mußte ich Bormüthe hören.
„Du wirst doch nicht Dein ganzes Leben lang Junggeselle bleiben? Du willst also ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden? Ein alter Junggeselle ist ein todtter Zweig am Lebensbaum, den man abschneiden muß! — Was soll denn aus Dir werden, wenn wir nicht mehr sein werden? — Wer soll Dich pflegen, wenn Du krank bist? — Wer soll für Dich todtchen? — Es fehlt doch nicht an jungen Mädchen.“ — Wir hatten prächtige Partien.
Nun mußte ich zum hundertsten Male die Aufzählung all dieser prächtigen Partien aus dem Gedächtnisse meiner Eltern über mich ergießen lassen.
Nun, ich hatte eine Tochter, eine hübsche, geistreiche, hübsche, geistreiche Tochter eines Viehhändlers, Waife, schönes Vermögen, einzige Erbin einer kranken Tante, die seit Jahren mit einem Fuß im Grabe stand; Henriette, Tochter eines Nolars, der Unglück gehabt hat, Opfer eines Justizirrhums (er ist freigesprochen worden) das ein großes Vermögen erworben, das einen dichten Schleier über seine Vergangenheit wirft. Zuerst de la Brauderie, eine sehr wohlgezogene junge Person, nicht sehr reich, aber schöne Beziehungen; Malonia Frainbois, Tochter eines Kaufmanns, Künstlerin bis an die Haarspitzen, musikalisch bis zu den Fingerspitzen, spielt die schwierigsten Stücke, sogar auf der Zither. Ich habe Mißtrauen gegen musikalische Damen, selbst wenn sie nur Zither spielen. Lucie Mascallie, Tochter eines hohen Eisenbahnbeamten, sehr häuslich und sich vorzüglich.

Der sprechende Hund.

Das ist Sprechende Canarienvogel gibt, haben wir erst kürzlich auf dem letzten Hamburger Dom gesehen, wo bekanntlich ein derartig kleines, gelbes Vieh ausgestellt war, welches auf die Frage: „Was magst Du leiwär mögen, ein Cigarre oder 'n Bier?“ mit gar nicht mißzuverstehender Geberde erwiderte: „Bier!“
Und warum nicht? — Existiren doch singende und tanzende Mäuse, pfeifende Stare und sogar auch pfeifende Genseln, also weshalb sollte nicht ebenfalls mal ein sprechender Hund vorkommen können?
Der Herr Bürgermeister von Dämlichhausen glaube bisher freilich nicht daran. Er war nämlich, trotzdem er im Uebrigen als unumfährlicher Geberde in seinem kleinen Landstädtchen herrschte, geistig doch etwas beschränkt, genau so, wie es für seine Gemeinde paßte.
Deshalb mochte ihn auch Jener gern und man verzeiht ihm förmlich wegen seiner vernünftigen Ansichten.
Nun aber hatte unter braves Stadtoberhaupt das Glück, mit geradezu hervorragenden intelligenten Lebewesen umgeben zu sein, ein Umstand, der im Laufe der Zeit zu einem höchst unangenehmen Konflikt für ihn führen sollte, wie wir bald sehen werden.

Der sprechende Hund.

Da war in erster Linie Karo, sein kleiner Fiedel, ein Hund von so überaus großer Begabung, daß er seinen Herrn in allen Dingen, bei welchen es nicht nur auf Instinkt, sondern auch auf Ueberlegung ankam, bei weitem übertraf. Karo konnte z. B., um nur eines anzuführen, mit Leichtigkeit in einen Dackelbau hineinrutschen, und das brachte der biederliche Bürgermeister trotz seiner vornehmen Stellung mit dem besten Willen nicht fertig.
Ferner war der Johann, der Hausknecht, ein weiserer Mann, der seine vier Jahre ehlich bei den Gardebrigaden in Berlin abgedient hatte, und daher in Dressur und Schlich den klugen Karo wömmlich, jedenfalls aber seinen nichtgebildeten und nicht gereiften Chef leicht aus dem Felde schlug.
Und last not least, zählte zu der Umgebung des hohen Herrn auch noch Trina, die Haushälterin (der Herr Bürgermeister war nämlich unbewußt), eine große, starke Brünnetten circa dreißig Jahren, deren weibliche Schläue von Niemandem angezweifelt wurde, ebenso wenig wie ihre Energie, vermöge deren sie ihren Brotherrn und somit im weiteren auch das ganze Gemeinwesen des Städtchens beherrschte.
Was man sich sonst noch von dem zwischen den beiden obwaltenden Verhältnisse erzählte, das gehört nicht hierher, weil es erstens nicht erwiesen ist und weil man zumeist der hohen Obrigkeit kein Mißtrauen entgegenbringen soll.
Soviel steht aber fest, zwischen Trina und Johann existirte nicht das beste Verhältnis. Sie zankten sich unaufhörlich. Dennoch wagte der Herr Bürgermeister den Johann nicht hinauszuwerfen, denn derselbe war ihm eben — zu klug! Er wußte so allerlei.
Nun finden wir aber in unserer heutigen verbotenen Zeit den sogenannten „Gang zum Wohlleben“, so gar auch schon bei Hausknechten, und besonders unser Johann mochte sich diesen „Gang“ während seiner vierjährigen Berliner Dienstzeit wohl in hohem Maße angeeignet haben, denn er lebte unendlich gern mal einen „guten Tag“ oder auch mehrere. Wenn man sich so was nun aber als Hausknecht mal leisten will, so muß man dies selbstverständlich besonders schlaun anfangen. — Deshalb trat Johann eines Morgens, als sein Herr sich in seinem Amtsbureau gerade mit der Dressur des kleinen Fiedels beschäftigte, ohne weiteres zu ihm und begann ein freundschaftliches Gespräch: „En banigen klauen Hund, un' lüt Karo!“
„Allerdings“, das ist er auch, mein lieber Johann“, meinte der Bürgermeister in liebenswürdigem Tone, „wirklich ein überaus kluges Thier!“
„Ja, dat mein id of, un wenn he en beten snaden kann, denn weer he noch veel mehr werth!“
„Gewiß, gewiß, lieber Johann, aber daran ist doch bei einem solch unvernünftigen Vieh gar nicht zu denken, daß es jemals sprechen könnte!“
„Oho, Herr Bürgermeister, dat seggen Se man jo nich. As id bunntomalen in Berlin bi de Dragomers stunn, da lennte dor en Professor, de kann de Sunn'n dat Snaden biringen!“
„Aber, Johann, das ist doch wohl unmöglich!“
„Ne, dat is ganz wiß un wahrhaftig so, un mi schient, wenn überbaup en Köter dat Snaden lehren kann, denn is un' Karo doch woll de Neesie darto, denn so'n klauen Hund giff dat doch up de Welt nich weder!“
Das leuchtete dem Herrn Bürgermeister endlich ein und geschmeichelt erwiderte er: „Darin hast Du allerdings durchaus Recht, lieber Johann! Einen klügeren Hund gib's wohl kaum. Aber wie sollte man es nur anfangen, jenem Professor den Hund hinzuschicken, da Du vermuthlich die Adresse nicht weis?“
„Oh, dat's ganz einfach. Id reis süßwilt mit unjer Karo nach Berlin! Den Professor finn ich ganz fader, id weet dor jo gaud Bejehd!“
„Wie, Johann? Du wolltest Dich wirklich dieser weiten Reise unterziehen?“
„Jawull, dat bhau' giem! Wenn id den Herrn Bürgermeister en Gefallen bhau kann, mat id mi ut so'nne Strapaz ni!“
Nun, um die Sache kurz zu erzählen, Johann bekam also von seinem

Vor- und Nachher.

Der jugendliche Liebhaber Felix Poesel am Stadtkeller in Kleingroßheim hatte die übliche Gewohnheit, der Bekretrekin der jugendlichen Liebhaber herrollen, sobald es das Stück